

Hermann Kesten-Preis des deutschen PEN-Zentrums, 14.11.2006 in Berlin

Laudatio von Prof. Dr. Hubert Orłowski

Hochverehrte Frau Leonie Ossowski!

Verehrte Damen und Herren vom P.E.N.-Zentrum Deutschland!

Liebe Freunde der Literatur!

Vor elf Jahren war mir die Gelegenheit gegeben, im Literaturhaus Berlin einen Vortrag zu Ehren der Jubilarin zu halten. Abschließend gab ich damals dem Wunsch Ausdruck, die Autorin des niederschlesischen Romantriptychons möge doch ihr Erzählwerk fortführen: nicht in Gestalt einer Tetralogie, sondern sogar eines Erzähl-Oktogons. Solch ein denkbildhaft ausformulierter Wunsch konnte verständlicherweise nicht in Erfüllung gehen. Allerdings wurden interessierte Leserkreise mit solchen weiteren Werken bedacht, die dem vor Jahren ausgesprochenem Wunsch nahekamen. Die Konsequenz und Beharrlichkeit von Frau Leonie Ossowski in der empathischen Aufarbeitung eines mitteleuropäischen Schlüsselnarrativs, benannt Ausgrenzung und Deprivation, ist in der deutschen Gegenwartsliteratur sondergleichen.

Nicht zufällig steht dieses Narrativ im Mittelpunkt der Auszeichnungsurkunde des P.E.N.-Zentrums Deutschland: vom sozialen und politischen Engagement ist dort nämlich die Rede, vom Bürgersinn und Verständnis für sozial Ausgegrenzte. Auszuweiten wäre diese Wertung im Übrigen auf viele, von Leonie Ossowski erzählte Lebenswelten: auf die der rassistisch und nationalistisch Ausgegrenzten sowie der ethnisch und kulturell Stigmatisierten.

Mit solch einer Benennung bewegen wir uns gleichzeitig auch auf Hermann Kesten als Symbolfigur des heutigen Festaktes zu. Das symbolische Kapital der Hermann Kesten-Medaille steht nämlich für die sinnstiftende Erzählwelt der Autorin als eine höchst adäquate Referenz. Wer Hermann Kestens Hommage für ausgegrenzte Autoren in Erinnerung hat, nämlich seinen Band *Meine Freunde, die Poeten*, dem ist nicht entgangen, dass es vorwiegend Emigranten und jeglicher Couleur Verwiesene sind, für die sich der Autor von *Ferdinand und Isabella* als moralischer Anwalt eingesetzt hat; nicht anders als Leonie Ossowski für die ausgegrenzten Helden in ihrem Erzählwerk.

Überraschend viele Ausgestoßene, die auf der Liste von Hermann Kesten stehen, entstammen darüber hinaus dem kulturell-ethnisch-konfessionellen Grenzland: Ernst Toller und Egon Erwin Kisch, Joseph Roth und Alfred Döblin, Manès Sperber und René Schickele, Ernst Weiß und Schalom Asch. Recht gut vorstellbar wäre ein Supplement zu Hermann Kestens Band, mit Beiträgen über Johannes Bobrowski und Horst Bienek, Karl Dedecius und ... Leonie Ossowski. Die Schärfe von

Kestens Blick ist zwar über dessen Geburtsbiotop allein – nämlich über das ferngalizische Grenzstädtchen am wilden Flusse Zbrucz – nicht zu deuten, sollte aber zugleich nicht gänzlich aus dem Blick verloren werden.

Wie heißt es doch in einem böhmischen Sprichwort? – „An der Grenze ist übel wohnen.“ („U samých hranic neni dobře chalupu stavěti.“). Die Kontingenz der Grenze und des Grenzlandes im Leben des Menschen, begriffen nicht nur als Fatum und Fluch, sondern auch als Glücksfall und Gnade, spielte zweifelsohne sowohl für das Schaffen der soeben genannten Autoren als auch für Leonie Ossowski eine außerordentliche Rolle. Bekanntlich gehört die mentale Erfahrung nationaler Machtbereiche zu den gravierendsten in unserem Jahrhundert. Reinhart Koselleck, ein ansonsten auf hoher Abstraktionsebene argumentierender Historiker, betonte in seinen letzten autobiographischen Essays mit ungewohnter Emotionalität den Sondercharakter von Primär- bzw. Eigenerfahrungen, da diese sich „als glühende Lava in den Leib ergießen und dort gerinnen. Unverrückbar lassen sie sich seitdem abrufen, jederzeit und unverändert. Nicht viele solcher Erfahrungen lassen sich in authentische Erinnerung überführen; aber wenn, dann gründen sie auf ihrer sinnlichen Präsenz. Der Geruch, der Geschmack, das Geräusch, das Gefühl und das sichtbare Umfeld, alle Sinne, in Lust oder Schmerz, werden wieder wach und bedürfen keiner Gedächtnisarbeit, um wahr zu sein und zu bleiben.“ In den Romanen der Schlesien-Trilogie, im Band *Das Zinnparadies* sowie in den Romanen *Herrn Rudolfs Vermächtnis* und *Das Dienerzimmer*, die auf unterschiedliche Weise mit der Trilogie in Zusammenhang stehen, klingen die Erfahrungen der Autorin im Grenzland sowie deren traumatische Erlebnisse auf der Flucht nachhaltig nach.

Die eigentliche ‚kreative Mitgift‘ jedoch, die Leonie Ossowski aus ihrem Röhrsdorf in Niederschlesien für ihr ganzes schöpferisches Leben mitgenommen hat, ist in der Sensibilisierung auf die Figuration des Anderen, des Fremden, zu suchen. Das Dasein eines jeden Menschen ist wohl ausnahmslos in soziale und sonstige Rollen aufgeteilt; verhängnisvoll wird diese Aufgliederung aber erst dann, wenn dem *Other*, dem *Stranger*, eine Reduktion auf die ethnisch-nationale Rolle androht. Ryszard Kapuscinski, eine Autorität in der „Materie Fremdheit“, warnte vor wenigen Jahren auf dem Grazer Schriftstellertreffen: „Der Nationalismus, nicht anders als der Rassismus, ist ein Instrument der Identifikation und Klassifizierung, verwendet vom Anderen bei einer jeden Gelegenheit [...]. Für einen Nationalisten hat die Person des Anderen nur eine einzige Beschaffenheit, nämlich die der nationalen Zugehörigkeit. Ob jemand jung oder alt, weise oder unklug, brav oder gemein ist, spielt keine Rolle.“

Das Andorra-Syndrom des „Fremden“ bzw. des „Anderen“ im Sinne von Max Frisch, wird von Leonie Ossowski leitmotivisch schon im ersten Roman der Schlesien-Trilogie problematisiert. Im Roman *Weichselkirschen* gewinnt das „andorranische Konstrukt“ zugleich noch die Züge eines demonstrativ taxonomischen Gebildes. Wahrgenommen wird die ausgrenzende Unterscheidung zwischen denjenigen, die „mit einem lila P auf gelbem Grund [...] als Eigentum des Deutschen Reiches

gekennzeichnet“ waren, und solchen, denen als „Reichs- und Volksdeutschen“, „Ein- und Rückgedeutschen“, andere Rollen und Funktionen zugeordnet worden sind. Im Roman *Wolfsbeeren*, in den Kapiteln „Das lila P auf gelbem Grund“ und „Aufbruch und Abschied“, wird dann diesen abgestuften Ausgrenzungen nachgegangen.

Übrigens beweist Leonie Ossowski in diesem Zusammenhang einen tiefen Sinn für Selbstironie. So wird selbst die zu Besuch nach Rohrdorf-Ujazd zurückgekehrte „Niemka“ einer ethnisch-nationalen Ausgrenzung unterzogen. In *Holunderzeit*, dem letzten Roman der Trilogie, werden schlesische Spätumsiedler im Lager Marienfelde einer verwandten, übrigens recht tragigrotesken Stigmatisierung unterworfen. Diesmal sind es nämlich türkische Kinder, die den „schlesischen“ Deutschen „ein dickes, riesiges P auf das Glas“ malen. Der Buchstabe – so der Roman – „holte einige Bilder in Friedel Kowaleks Gedächtnis zurück. [...] Wir sind Deutsche, schrie Friedel [...] und drohte mit der Polizei. [...] von Türken lassen wir uns nicht zu Polacken machen, lamentierte sie weiter“. Eingeholt wird also die Familie Kowalek von einem nicht auszutilgenden Klassifikationszwang.

Dieser Diskurs hat übrigens in der deutschen Literatur eine beachtenswerte Tradition. So ging Ernst Toller, von Hermann Kesten im soeben genannten Band *Meine Freunde, die Poeten* geehrt, der „andorranischen Konstruktion“ des Anderen nach, als er in seinen Erinnerungen *Eine Jugend in Deutschland* seine Kindheitserfahrungen im polnisch-jüdisch-deutschen Netze-Städtchen Szamocin der Jahrhundertwende freilegte. Der kleine Ernst beschimpft seine polnischen Spielkameraden als „Polacken“, und wird im gleichen Augenblick von den „ethnisch“ deutschen Spielkameraden als „Jude“ mental diszipliniert. Austauschmechanismen gestatten einen Wechsel von Ausgrenzungstopoi im Sinne eines Passepartout. Deutlicher kann die Allmacht der Ausgrenzung wohl kaum klargestellt werden.

Die literarische Aufarbeitung aller genannten Themenfelder ist zweifelsohne ein unverkennbares Verdienst von Leonie Ossowski, und sie findet verständlicherweise in der Literaturkritik wiederholte Anerkennung. Auf geringere Beachtung hingegen stößt der Autorin einmalige erzählerische Leistung in puncto ‚Lesarten der Vergangenheit‘. Gemeint ist damit die Koppelung, die Scharnierung von zwei zentralen Basiserzählungen der deutschen Nachkriegsgeschichte, nämlich der Täter- und der Opfergeschichte. Mit Basis- bzw. Meistererzählung sind narrative Formen gemeint, welche „die bestehende Ordnung in ihrem So-Sein zugleich erklären und rechtfertigen“.

Es handelt sich bei Meistererzählungen also um Narrative, welche für eine Gesellschaft den Status der Gegenwart in Relation zu ihrer Vergangenheit bestimmen. Die Narration von der Verantwortung ihrer Mitbürger und Zeitgenossen und vom Beteiligtsein am Leid des Nachbarvolkes verbindet Leonie Ossowski mit der Leidensgeschichte der Deutschen. In der Perspektivierung der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen liegen – meines Wissens – die erzählerische Stärke ihres Werkes und

ihre moralische Weitsicht. So gelang der Autorin ein erzählerisches Meisterstück, nämlich die deutsche Deprivationsprosa einer wenig sympathischen Poetik der Larmoyanz zu entreißen. Unter Deprivationsliteratur – sei erinnert – ist solch ein Schrifttum zu verstehen, das den Entzug von Heimat thematisiert, das Verlustempfinden der verlorenen Heimat (nicht selten stark emotionalisiert) artikuliert sowie Ikonen des Leidens wie Flucht, Vertreibung und Massenvergewaltigung vielmalig einbaut. Leonie Ossowski hingegen baute und baut in diese Tradition des deutschen Leidens- und Verlustdiskurses zugleich auch die Beschweigung von Untaten – so eine Formel von Hermann Lübbe – ein. Auch in ihren letzten Werken, nämlich im Prosaband *Das Zinnparadies* (bzw. *Der Löwe im Zinnparadies*) sowie in den Romanen *Herrn Rudolfs Vermächtnis* und *Das Dienerzimmer*, ist dieser Diskurs nicht zu übersehen. Der Versuch, die Antinomie „Negatividentität versus Opferidentität“ aufzulösen und so die reduktive Definition der Deutschen in Frage zu stellen, gehört zu den wesentlichsten kulturanthropologischen Erkenntnissen des Erzählwerkes von Leonie Ossowski.

Verehrte Frau Ossowski! Mehrmals, aus verschiedenen Anlässen, haben Sie Ihre niederschlesische Heimat als gemeinsame Heimat der Deutschen und der Polen genannt. Lassen Sie mich die Gelegenheit ergreifen, und Ihnen ein kleines Zeichen von dieser gemeinsamen Heimat überreichen. Gemeint ist damit ein vor wenigen Wochen erschienener Band, nämlich die erste für polnische Leser gedachte, von mir und zwei Kollegen verfaßte *Geschichte der deutschen Kultur (Dzieje kultury niemieckiej)*. Sie werden im Bildteil des Bandes vertraute Aufnahmen Ihrer Heimat finden. Ihr „privates Vaterland“ – so nämlich übersetzte Ihr Namensvetter, der bedeutende Soziologe Stanislaw Ossowski, den deutschen Begriff „Heimat“ ins Polnische – Ihr „privates Vaterland“ also, werden Sie wiederfinden bei dem Anblick der Wahlstätter Pfarrkirche, der Schweidnitzer Friedenskirche, der Breslauer Jahrhunderthalle.

Die Erwähnung dieses Bandes im Rahmen solch einer Feierlichkeit erfolgt nicht zuletzt auch als ein symbolischer Widerspruch, eingelegt gegen den bedauernswerten und irritierenden politisch-mentalenen „Wetterwechsel“, der zur Zeit weniger zwischen der polnischen und der deutschen Zivilgesellschaft, als den jeweiligen politischen Funktionseliten zu beobachten ist. Akademische Kreise, für die ich wohl sprechen darf und kann, sowie intellektuelle meinungsbildende Milieus in meinem Lande, gehen den mühsamen Weg der langen Dauer, den der *la longue durée*, gelassen. Es ist ein Weg des offenen Miteinanderredens, nicht Nebeneinander- oder sogar des Gegeneinanderredens. Ich bin optimistisch, was die Zukunft angeht. Geduld jedoch, und nochmals Geduld, tut not.

Es gibt allerdings noch einen weiteren Grund, weswegen ich auf den Band und auf die Notwendigkeit, eine gehörige Distanz gegenüber den augenblicklichen polnisch-deutschen Querelen zu bewahren, hinweise. Dieser Gedanke kam mir in den Sinn, als ich die folgenden Worte las, die Leonie Ossowski im Gespräch mit einer

polnischen Diplomandin an meinem Institut Anno 1999 äußerte: „Eigentlich gibt es ja kein Buch, außer den Jugendbüchern, wo ich nicht über Polen geschrieben hätte. Manchmal [...] in den Kritiken schreibt man über mich mit etwas Spott. Na die Ossowski, kann sie denn überhaupt nichts anderes schreiben, als über Polen. Aber ich kann es am besten schreiben an meinen eigenen Situationen und an den deutsch-polnischen Situationen, weil mir Polen und das polnische Volk sehr vertraut ist, auch von der Mentalität her.“ Unterstützen möchte ich also den unerschütterlichen Optimismus, den Frau Leonie Ossowski in puncto einer konstruktiven deutsch-polnischen Beziehung, einer deutsch-polnischen Verständigung, immer wieder und unermüdlich artikuliert.

Die Lebenszeit, so Harald Weinrich in seinem geistreichen Essay über *Knappe Zeit*, ist – da einmalig gegeben – „das individuelle Grundkapital“ eines jeden Menschen. Frau Leonie Ossowski geht mit diesem „Grundkapital“ kreativ effizient vor und mit einer Verve sondergleichen. Sie verleiht mit ihrem Erzählwerk – mit den Worten Max Webers – Sinn und Bedeutung einem „endlichen Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens“ in Gestalt der mitteleuropäischen Zeitgeschichte. Dies tut Sie dank dem eingangs genannten Schlüsselnarrativ zu unserer jüngsten Vergangenheit und Gegenwart.

Wir sollten ihr dafür dankbar sein!